



Nr. 16.

Posen, den 16. April.

1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nun, wer bist Du denn?“

„Wir wollen in das Wirthshaus eintreten und dann sollst Du es erfahren!“

Gil schritt hastig voraus und trat mit dem unbekanntem Wesen in das bescheidene Gastzimmer, welches ein spärliches Licht matt beleuchtete und betrachtete die Gestalt mit äußerster Spannung.

In dem dämmrigen, flackernden Lichtschein sah er, daß es eine Person, ungefähr im Alter von dreißig bis drei und dreißig Jahren war, die vor ihm stand; schlank, schön und bleich war sie in ein langes, schwarzes Gewand mit Kapuze gehüllt und trug auf dem langen, schwarzen Haar eine gleichfalls schwarze phrygische Mütze. Obwohl gänzlich bartlos, sah die Gestalt keinem weiblichen Wesen ähnlich, schien aber ebensowenig ein Mann zu sein trotz ihrer männlich schönen, kühnen Gesichtszüge.

Es kam ihm wie ein geschlechtsloser Mensch, wie ein Körper ohne Seele vor, oder noch mehr, wie eine Seele ohne sterblichen Körper. Man möchte behaupten, daß man die Vereinigung der Persönlichkeit in ihm erkennen mochte.

Seine glanzlosen Augen erinnerten an die Schwärze der Finsterniß. Ja, es waren gespensterhaft schwarze Augen . . . Augen der Trauer . . . des Todes . . . Dennoch waren sie sanft und so beruhigend in ihrer tiefen Stummheit, daß man den Blick nicht von ihnen lassen konnte. Sie zogen an, wie das Meer, lockten wie die grundlose Tiefe des Abgrunds und trösteten, wie die Vergessenheit.

Und als Gil Gil seine Blicke in jene tiefen, seelenlosen Augen gesenkt hatte, fühlte er sich wie in schwarze Schleier gehüllt, als wenn die Erde in das Chaos zurückkehrte und als wenn das Geräusch der Welt ein in der Luft sich kräuselnder Orkan wäre.

Dann sagte das Phantom die erschütternden Worte: „Ich bin der Tod, mein Freund! . . . ich bin der Tod und Gott schickt mich . . . ! Gott, der Dir eine glänzende Stätte im Himmel bestimmt hat. Fünfundmal habe ich Dir Unglück gebracht, und ich, die unverjöhnliche Gottheit, empfand Mitleid mit Dir. Als der Himmlische mir heute Nacht befahl, Deine gottlose Seele vor seinen Richterstuhl zu bringen, flehte ich ihn an, Dich mir anzuvertrauen, mir zu erlauben einige Zeit an Deiner Seite leben zu dürfen, indem ich als Opfer anbot, ihm dereinst Deinen geläuterten Geist, frei von Schuld und seines Ruhmes würdig zuzuführen. Der Vater im Himmel hat meinem Flehen sein Ohr nicht verschlossen — und somit bist Du der erste Sterbliche, der mich angerufen hat, ohne daß sein Körper sich

in kalte Asche verwandelt hätte. Du bist mein einziger Freund! Höre jetzt und lerne den Weg kennen, den ich Dir zu Deinem ewigen Heile vorschlagen werde.“

Als der Tod soweit gekommen war, flüsterte Gil ein kaum verständliches Wort.

„Ich habe Dich verstanden,“ antwortete ihm der Tod, „Du sprichst von Helena de Monteclaro.“

„Ja“, sagte zögernd der Jüngling.

„Nun, ich schwöre Dir, keine andern Arme als die Deinen und die meinen sollen sie jemals umfassen! Und im Uebrigen begreife es, ich will Dir die Glückseligkeit dieser und jener Welt gewähren, obwohl ich nicht allmächtig bin. Mein Können ist sehr begrenzt und sehr traurig! Ich besitze nicht die Fähigkeit zu erschaffen, mein Wissen beschränkt sich auf das Zerstoren. Doch liegt es in meiner Hand, Dir eine Kraft eine Macht zu verleihen, die größer als Reichthum, prächtiger als Fürstenglanz und höher als Kaisergunst ist.“

Ich will einen Arzt aus Dir machen; doch einen Arzt der mein Freund ist, einen Arzt, der mich kennt, der mich sieht, der mir spricht, der mich voraussieht!“

Gil Gil war wie betäubt.

„Ist das wahr?“ fragte er, mit krampfhafter Beklemmung kämpfend.

„Es ist alles wahr, was ich Dir sagte, aber ich bin noch nicht zu Ende . . . Jetzt will ich Dir nur noch mittheilen, daß Du nicht der Sohn Juan Gil's bist. Ich hörte die Beichte zweier Sterbenden und weiß daher, daß der Graf de Rionuevo und Dein verstorbener Beschützer, und Crispina Lopez Deine Eltern sind.“

„Oh, schweige! schweige!“ rief der arme Jüngling verzweiflungsvoll aus, indem er das Gesicht mit den Händen bedeckte. Dann, wie von plötzlichem Entsetzen erfaßt, schrie er auf: „So wirst Du auch eines Tages Helena de Monteclaro umbringen?“

„Beruhige Dich doch“, entgegnete ihm das schattenhafte Wesen, „Helena wird nie für Dich sterben! Jetzt aber antworte mir: Willst Du mein Freund sein oder nicht?“

Gil antwortete darauf mit einer anderen Frage.

„Giebst Du mir Helena als Entschädigung?“

„Ich habe Dir schon mit „ja“ geantwortet!“

„Gut! Hier ist meine Hand!“ und der Jüngling reichte dem Tod seine Rechte.

In demselben Augenblick erfaßte ihn jedoch ein neuer, schrecklicher Gedanke:

„Mit denselben Händen, die jetzt die meinen drücken, erwürgtest Du meine arme Mutter!“

„Ja! Deine Mutter starb!“ . . . entgegnete der Tod.
„Aber, höre wohl zu, ich habe ihr keine Schmerzen verursacht!
. . . Ich lasse niemand leiden. Das, was Euch bis zum
letzten Athemzuge quält, ist mein Nebenbuhler. . . das Leben!
Dieses Leben, welches Ihr, arme Verblendete so sehr liebt.“

So warf sich denn Gil, ganz zufriedengestellt durch diesen Einwurf, dem Tod in die Arme.

„Gehen wir nun,“ sagte sein in Trauergewänder gehüllter Gefährte.

„Wohin?“

„Aufs Land, um Deine Funktionen als Arzt zu beginnen.“

„Doch wen werden wir dort zuerst sehen?“

„Den Erz-König Philipp V.“

„Wie? Philipp V. stirbt?“

„Vorläufig noch nicht; im Gegentheil, er wird sogar von neuem zu regieren anfangen, und Dir wird er seine Krone verdanken.“

Gil beugte das Haupt unter der Last so vieler neuer Gedanken. Der Tod bot ihm den Arm und führte ihn aus dem Wirthshause heraus.

Raum hatten sie die Thüre hinter sich geschlossen, als sie Schreien und Wehklagen hörten. Der Gastwirth war soeben gestorben.

IV.

Ab schweif un gen.

In dem nämlichen Augenblicke, als Gil Gil das Wirthshaus verließ, empfand er einen solchen Wandel seines ganzen Wesens, daß er zweifellos vernichtet zu Boden gesunken wäre, hätte ihn nicht der starke Arm des Todes aufrecht erhalten.

Er fühlte nämlich, das, was vor ihm noch kein Mensch gefühlt hatte: Die doppelte Bewegung der Erde, um ihre eigene Achse und um die Sonne. Aber mit seinem eigenen Herzen ging kein Wandel vor.

Im Uebrigen würde jedermann, der das Gesicht des Erz-Schuhmachers bei der Beleuchtung des schimmernden Mändlichtes beobachtet hätte, wahrgenommen haben, daß sich die melancholische Schönheit desselben in außerordentlichem Maße vermehrt hatte. In seinen kohlschwarzen, sammetartigen Augen strahlte schon jener geheimnißvolle Friede, der in der Personifikation des Todes herrschte. Sein langes, seidenweiches Haar, schwarz wie Rabensittiche, umrahmte jetzt ein Antlitz, welches bleich, wie der Marmor der Gräber, doch auch zugleich düster strahlte, als wenn innerhalb jenes Marmors ein Todtenlicht brenne, das ganz fein durch die Poren desselben hindurchdränge. Seine Bewegungen, seine Haltung, seine Geberden, kurz alles an ihm hatte sich verändert; er hatte etwas Monumentales, Ewiges angenommen, dem jede Verbindung mit der Natur fremd zu sein schien. Man mußte die Ueberzeugung gewinnen, würde er jetzt den gefühllosesten Frauen, den stolzesten Gewaltigen, den mutthigsten Kriegern gegenübergestellt, sie alle würden ihn als den Mächtigeren anerkennen.

Die beiden Freunde gingen also Arm in Arm immer am Gebirge entlang, zuweilen auf den Wegen, zuweilen außerhalb derselben.

Wenn sie bei einer Ortschaft oder an einzelnen Häusergruppen vorbei kamen, ertönte stets leises Glockenläuten, wie Wehklagen durch den Raum und verkündete unserm Helden, daß der Tod keine Zeit verlor und daß sein Arm überall hinreichte. Sein Herz mußte von einer Eisschicht umgeben sein, um es dagegen gefühllos zu machen, daß er die ganze, weite Welt mit Trauer und Vermüstung erfüllen mußte.

Große und wunderbare Dinge hatte der Tod seinem Freunde zu erzählen.

Er enthüllte vor Gil Gils staunendem Geiste die Abgründe der Vergangenheit, machte ihm wichtige Eröffnungen über die Geschichte der Reiche und das Schicksal der Menschheit, indem er ihm das große Geheimniß vom Ursprung des Lebens kund that. Nicht minder fürchterlich und entsetzlich malte er ihm das Ende aus, dem die als schlecht erkannten Sterblichen entgegen gehen; schließlich beleuchtete er ihm mit seiner erhabenen Philosophie die Gesetze, welche bei Entwicklung der kosmischen Materie walten und erklärte ihm die kurzen vor-

übergehenden Kundgebungen, welche sich in ihren Formen Mineralien, Pflanzen, Sterne, Gestirne, Wolken und Welten nennen.

Physiologie, Geologie, Chemie, Botanik, alles wurde dem Geiste des Erz-Schusters klar und ließ ihm die geheimnißvollen Quellen des Lebens, der Bewegung, der Fortpflanzung, der Leidenschaft, des Gefühls, des Gedankens, des Wissens, der Erinnerung und des Wollens oder des Wunsches erkennen.

Gott, Gott allein blieb ihm in diesem Lichtmare verschleiert.

Gott, Gott allein war dem Leben und dem Tode fremd.

Gott, einzig und erhaben in seiner schrankenlosen Ferne; Gott allein Substanz, unabhängig, frei, allmächtig, ganz Wille, ganz That! —

Dem Tod gelang es auch nicht den Schöpfer in seinem unendlichen Wesen und Walten zu enthüllen.

Gott allein ist unwandelbar, unerforschlich in Ewigkeit. Gott allein war!

Und weil er war, wie er war, verdunkelte sich Gil Gils Blick; er senkte das Haupt, betete an und glaubte.

V.

Gewisses für Ungewisses.

Am 30. August 1724, Morgens um zehn Uhr, betrat Gil Gil vollständig durch die verneinende Kraft belehrt, den Palast San Idelsonso und erbat eine Audienz bei Philipp V.

Rufen wir unserm Leser die Lage in's Gedächtniß zurück, in der sich jener Monarch zu besagter Stunde befand.

Der erste Bourbone Spaniens, Enkel Ludwig XIV. von Frankreich, nahm den spanischen Thron zu einer Zeit an, in der er sich nicht träumen lassen konnte, jemals den Frankreichs zu besitzen. Aber es starben verschiedene Prinzen, Onkel und Vettern, die noch vor ihm Anrecht auf die Krone seines Vaterlandes hatten, und als er sich gerade anschickte, Spaniens Herrschaft anzutreten, erkrankte sein vierzehnjähriger Neffe, Ludwig der XV. tödtlich, so daß er dem Throne Castiliens zu Gunsten seines Sohnes Ludwig I. entsagte und sich auf Idelsonso zurückzog.

In diesem peinlichen Zustande besserte sich nicht allein die Gesundheit Ludwig XV. ein wenig, sondern Ludwig I. ward so schwer von den Blattern ergriffen, daß man für sein Leben fürchtete . . .

Zehn Läufer waren abwechselnd zwischen Granja und Madrid unterwegs, um Philipp stündlich über den Gesundheitszustand seines Sohnes zu berichten und der ehrgeizige Vater, der überdies von seiner berühmten, zweiten Gemahlin Isabella Farnesja, welche noch weit ehrgeiziger als er selbst war, angestachelt wurde, wußte nicht, zu welcher Partei er sich in diesem unvermutheten und ersten Konflikte halten sollte.

Sollte er Spaniens Thron, oder den Frankreichs unbesetzt lassen? Sollte er die Absicht kundgeben, daß er von Neuem in Madrid herrschen wolle und sich anschicken, seines Sohnes Erbe anzutreten?

Wenn nun dieser aber nicht starb? Würde es denn nicht unfruchtbare Schlechtigkeit gewesen sein, ganz Europa in die dunklen Tiefen seiner Seele schauen zu lassen? Wäre denn nicht das Opfer unnöthig gebracht, sieben Monate in der Einsamkeit gelebt zu haben? Hieße es nicht für immer auf die süße Hoffnung, den heiß ersehnten Thron Sankt Ludwigs einzunehmen, verzichten? Was also beginnen? Hoffen! Hoffen! war gleichbedeutend mit Zeit verlieren.

Die Junta schwächte ihn und machte ihm jeglichen Einfluß auf Staatsangelegenheiten streitig.

Ein einziger Schritt konnte den Ehrgeiz seines ganzen Lebens kosten und den Namen seiner Nachkommen brandmarken.

Den falschen Karl V. bestürmten die Besuchungen der Welt in der Wüste und Philipp bezahlte in jenen Stunden der Ungewißheit hart genug die Scheinheiligkeit seiner Abdankung.

Unter diesen Umständen war es, daß sich unser Freund Gil Gil dem grübelnden Könige anmeldete, indem er ihm sagen ließ, er sei Träger wichtiger Neuigkeiten.

„Was wünschst Du?“ hob Philip an, ohne ihn anzusehen, als er ihn in das Zimmer treten hörte.

„Majestät! schauen Sie mich an“, entgegnete freimüthig Gil Gil. „Fürchten Sie nicht, daß ich Ihre Gedanken lese, sie sind wahrlich kein Geheimniß für mich.“

Philipp wandte sich schroff zu jenem Manne hin, dessen Stimme, trocken und kalt wie die Wahrheit, die sie entschleierte, ihm das Herzblut zu Eis erstarren ließ. Aber sein Zorn schwand vor dem finstern Lächeln des Freundes des Todes.

Er empfand jedoch ein solches abergläubisches Entsetzen, als er seine Augen auf die Gil Gils heftete, daß er unbewußt nach der Glocke faßte, welche den Schreibtisch seines Arbeitszimmers schmückte und wiederholte seine Frage:

„Was wünschst Du von mir?“

„Herr! . . . ich bin Arzt . . .“ antwortete der Jüngling mit ruhiger Würde, „und ich vertraue so fest auf meine Kunst, daß ich mich erühne, Ew. Majestät Tag, Stunde und Minute zu nennen, wenn Ludwig I. sterben muß.“

Philipp betrachtete mit gespanntester Aufmerksamkeit den Jüngling im wallenden Gewande, dessen Antlitz in übernatürlicher Schönheit strahlte.

„Sprich! ist meine einzige Antwort.“

„Nein! nicht so, Herr König“, entgegnete Gil Gil mit einem gewissen Sarkasmus in der Stimme. „Vorher müssen wir über den Preis einig sein.“

Der Franzose schüttelte mit dem Kopfe, als er diese Worte hörte. Es ward ihm zu Muthe, als erwache er aus einem bösen Traume und sah die Sache jetzt mit andern Augen an, als schäme er sich beinahe, daß er die ganze ärgerliche Szene zugelassen hatte.

„Holla!“ rief er, die Glocke berührend, „faßt diesen Mann!“

Ein Hauptmann erschien und legte seine Hand auf Gils Schulter. Dieser blieb scheinbar unberührt stehen.

Wieder betrachtete der König, auf sein vorheriges Entsetzen zurückkommend, den fremden Arzt von der Seite und erhob sich dann langsam, denn die Schwäche, an der er schon seit Jahren litt, hatte in jenen Tagen zugenommen.

„Daß uns adeln!“ sagte er zu dem Wache habenden Hauptmann. Dann trat er Gil Gil gegenüber, als wolle er ihm dadurch beweisen, daß er ohne jegliche Furcht sei und sagte mit erkünstelter Ruhe:

„Wer zum Teufel bist Du, Du Gulengesticht?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„So“, sagt Heller nachlässig. „Es ist gut, daß ich das erfahre.“ Er war dann eine Zeitlang auffallend lustig.

Auch der Kapellmeister kam heut, spät. Er brachte die große Neuigkeit mit, daß das Manuscript der „Heiligen Genovefa“ fertig, und daß er bereits mit einem Verleger in Verhandlung stehe.

„Hoho, das kostet Dich ein Fäßchen“, sagte Meier.

„Sonst was werd' ich thun“, protestirte der Kapellmeister. „Erst Geld haben. Ich habe mich ohnehin mit den Auslagen hineingeritten, und es wird Zeit, daß Mammon kommt.“

„Gehst Du schon nach Hause, Heller?“ fragt gegen zwölf Uhr der Prokurist.

„Ja, ich bin müde heute.“

Der Prokurist hilft Heller den Ueberzieher anziehen. Dabei sagt er halblaut:

„Weißt Du was, Heller, ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Ich habe mir die Sache eingehend überlegt: ich will mich selbständig machen. Und mit Deiner Hilfe. Wir müssen einmal in aller Gemüthlichkeit darüber reden. Wenn Dir's recht ist, hole ich Dich morgen Abend ab, und wir sprechen uns erst auf Deiner Bude aus, ehe wir in den Stern gehen.“

„Da bin ich neugierig“, sagte Heller.

* * *

„Ich bin der Freund des Todes“, antwortete unser Jüngling mit größter Ruhe.

„Auch wohl der meiner Gattin und aller Sünder!“ sagte der König anscheinend scherzhaft, indem er unter diesem Ton sein kindisches Entsetzen zu verbergen suchte. „Was sagst Du von unserm Sohne?“

„Ich sage, Herr“, rief Gil Gil aus, und machte dabei einen Schritt auf den König zu, welcher bei seiner Annäherung zurückwich, „ich sage, daß ich komme, um Ew. Majestät eine Krone zu bringen . . . ich werde aber nicht sagen, ob es die Krone Spaniens oder Frankreichs ist, denn dies ist das Geheimniß, welches ich bezahlt haben will. Ich sage, daß wir unsere kostbare Zeit verlieren und daß es dringend nöthig ist, klar und deutlich zu sprechen. . . . Ew. Majestät höre mir mit Aufmerksamkeit zu. Ludwig I. liegt im Sterben . . . Sein Leiden ist trotz derer, die ihn behandeln, . . . doch, Majestät, das ist eben des Pudels Kern . . .“

Philipp unterbrach Gil Gil.

„Sprich, ich will alles hören.“

Der Freund des Todes zuckte die Achseln und fuhr fort: „Ich sagte bereits Ew. Majestät, daß dies des Pudels Kern sei. Sie tragen Spaniens Krone auf Ihrem Haupte, Sire; jetzt bücken Sie sich, um diejenige Frankreichs zu nehmen! Es wird Ihnen weder die eine, noch die andre bleiben.“

„Es ist wahr“ — bezeugte Philipp, wenn auch nicht mit Worten so durch Blicke.

„Heute“, fuhr Gil Gil fort, den Blick des Königs auffangend, „heute streben Sie mehr nach der Krone Frankreichs, wie nach der spanischen und setzen sich doch der gleichen Gefahr aus. Ludwig XV. und Ludwig I., beide jungen Könige, sind krank. Beide können sterben, Sie könnten beide beerben, doch ist es dazu nothwendig, einige Stunden vorher zu wissen, wer von beiden zuerst stirbt. Ludwig I. ist in größerer Lebensgefahr — aber die Krone Frankreichs ist begehrenswerther. Daher Ihr Schwanken. Man weiß nur zu gut, daß Sie zurückhaltend sind, Sie wagen es jetzt nicht die Hand nach dem Scepter Ferdinand I. auszustrecken, weil Sie fürchten, Sire, daß, wenn Ihr Sohn gesund wird, die Geschichte Sie verspotten und die Partei Frankreichs Sie verlassen wird. Das ist alles leicht begreiflich. Nur wagen Sie es nicht, die Beute freizugeben, die Sie schon in Händen haben, aus Furcht, daß die andere, die Sie in der Ferne sehen, nur eine Enttäuschung oder eine Vorspiegelung sei.“ —

seiner freien Tage! — aber da half nun Nichts. Er hatte gedacht, Frau Briefmeister und Fräulein Minna mitzunehmen, der er schon den Theatergang am Abend für seine Person abgeschlagen . . . nun mußte er die Frauen vertrösten, sie konnten ja wenigstens beide am Abend das Theater besuchen.

Was hatte er bisher selber von seinem Gelde gehabt? Ausgaben und Aufregungen.

Herr Weinberg kam, ein kleiner, glatzköpfiger Herr mit geschorenem Backenbärtchen an den runden Bäckchen; von Geburt und Natur ein kleiner Hausbesitzer, den es kitzelte, Gutsherr zu werden. Aber ein reinliches Geschäft, wie es schien. Er brachte Abschrift aus dem Grundbuch: da stand wirklich nichts als die 75 000 Mark der Landschaft, notariell beglaubigt. „Die Landschaft beleihet nur auf die Hälfte der Tage, das ist Ihnen wohl bekannt?“ Heller bedauert zwar, aber das macht nichts; es ist Thatsache. Das Gut hat ausreichend Gebäude und Inventar, auch eine Brennerei; es liegt famos, hat einen hübschen alten Park.

„Was hat's denn für Boden?“ fragte Heller auf's Geradenwohl. Er hat nur eine dunkle Vorstellung von ländlichen Verhältnissen, aber er muß doch etwas zur Sache vorbringen.

„Verschieden“, ist die Antwort. „Zumeist lehmig; Schmutz giebt's genug. Ein sehr tüchtiger Verwalter ist da, der meint, man müsse auch den reichlich vorhandenen Torf verwerthen, etwa Preßkohlen davon machen.“

„Und 5½ Prozent wollen Sie zahlen?“

„Das wirft's immerzu ab.“

„Um! Es ist ja Alles in Ordnung, wie ich sehe. Ich will mich zum Ueberfluß erkundigen, wie das mit der Landschaftstaxe steht. Wissen Sie was? Lassen Sie mir acht Tage Bedenkzeit, dann schreibe ich Ihnen ja oder nein.“

„Aber Sie brauchen wirklich kein Bedenken zu tragen. Eine bessere Kapitalsanlage kriegen Sie nicht, ich kenne das.“

„Schadet Nichts — ich kann mich so rasch nicht entschließen.“

Und es bleibt dabei, Heller ist fest. Gott sei Dank, daß der Fremdling mit dem nächsten Zug wieder abdampft!

Später kommt der Prokurist. „Nun schieß mal los!“

„Die Sache ist die,“ sagt Simmler mit einem Gesicht, als ob er eine Senfbüchse röche (er pflegt bei wichtigen Erwägungen die Augen halb zuzukneifen und die Nase und Stirn kraus zu ziehen): „Wir haben hier einen Detailkunden in der Stadt, der einen höchst bedeutenden Umsatz macht und eine sehr große, feste Kundschaft hat. Der Kerl ist aber läderlich und verbraucht eine Unmasse Geld, sodaß er schon immer in Zahlungsschwierigkeiten war. Gegenwärtig hat er sich — das weiß ich von ihm privatim — völlig festgeritten. Ich sollte bei unserem Alten ein gut Wort für ihn einlegen, das hat aber gar keinen Zweck, ihm ist nicht zu helfen. Er geht dieser Tage krachen. Meine Chefs sind fast die einzigen Gläubiger, und ich habe mich mit ihnen vorläufig geeinigt: sie übernehmen sein Lager sammt Kundschaft und erklären sich damit befriedigt, falls er ihnen das gutwillig überläßt; da ihnen daran liegt, das Geschäft an derselben Stelle weiter geführt zu sehen, wollen sie es mir überlassen, gegen eine Kaution von 10,000 Mark. Wie wär's, wenn wir das Geschäft zusammen machten? Du wirst stiller Theilhaber, beziehst ein Drittel des Reingewinns — ich kann mich nach den Büchern für 2000 Mark jährlich auf Dein Theil verbürgen. Ein Risiko ist dabei nicht. Das ist doch eine famose Jahresrevenue, wie? Du brauchst keinen Finger dabei zu rühren.“

„Mache ich,“ sagt Stefan Heller entschieden. „Aber sofort!“

„Gut. Ich werde alles vorbereiten. Sobald die Geschichte soweit ist, gehen wir zum Notar und schließen ab. Ich gebe Dir vorher Auszug aus den Büchern, damit Du siehst, daß kein Schwindel dabei ist.“

„Wer denkt daran — sonst würdest Du es schwerlich riskiren, Dich hinein zu stürzen.“

„Weißt Du, ich würde Dir die Kompagnonschaft antragen, aber meine Firma will's nur mit mir allein machen.“

„Ist mir ganz recht so. Ich möchte vorläufig auch meinen Posten bei Mehring nicht aufgeben. Na, dann munter fürbaß

in den Stern! Das ist doch wahr: mit einem bißchen Geld geht's gleich vorwärts in der Welt.“

* * *

Heller arbeitete wieder bei Mehring. Seine weitere Thätigkeit begann gleich mit einem neuen Glücksfall: mit der Erklärung seitens seiner Chefs, daß sie dem bewährten Buchhalter nun, da er so bedeutend regreßfähig geworden, gern Procura gäben.

Heller's erster Gedanke dabei war: Selma Mehring. Die Prokuristen wurden zu allen Familienfestlichkeiten hinzugezogen.

Inzwischen war es ein recht nettes Gefühl, mit Fräulein Minna in das Theater zu gehen. Sie hatte zwar Angst, in's Gerede zu kommen, wie sie beständig wiederholte, aber sie ließ sich doch hinführen und sagte bei seinen Scherzen hundert Mal: „Aber!“ und „Ich verbiete mir das!“ und sie hielt doch an seiner Seite aus. Sie spannen sich so recht nett aneinander an.

Gleich am zweiten Abend freilich hatte Heller recht unbehagliche Empfindungen: im Foyer begegnete ihnen Fräulein Mehring. Heller verneigte sich respektvollst, bekam ein vornehmes Kopfnicken zurück — ein forschender Seitenblick aber streifte ihn und seine Begleiterin. Dieser Zufall verstimmte ihn für einige Zeit und er beschloß, nicht mehr mit Fräulein Minna in das Foyer zu gehen. Ein Glück, daß Mehring's von ihrer Loge aus seinen Platz nicht sehen konnten! Noch ein zweiter Zufall am selben Abend: da oben in der Balkonloge saß eine Dame, die ihn sehr ungenirt mit dem Opernglas fixirte: Wahrhaftig, die unglückliche, um ihre Ehre besorgte Wittwe! Wer der alte Herr neben ihr war, brauchte er wohl nicht zu fragen. Trauriges Geschöpf! und doch war Heller ein Nest süßer Empfindungen von jenem Besuche zurückgeblieben; wenn er sich dahinein verlor, vergaß er, daß er Ursache hatte, jenes Weib dort oben zu verachten, auf sie erbittert zu sein. Siemwar gewissermaßen eine doppelte Person für ihn.

Dieser Junggesell aus Grundsatz hatte plötzlich angefangen, sich innerlich mit Weibern zu beschäftigen. Sogar Heirathsgedanken hatte er!

Nebenbei drängte die Frage der Unterbringung seines Geldes. Er schrieb an den Kollekteur, daß er sich entschlossen habe, das Geld zu geben, doch wünsche er den Namen des dem Gute zunächst wohnenden Notars zu wissen, um sich da zu informiren. Der Kollekteur war sehr erfreut — Heller schrieb an den Notar, und nach acht Tagen kam die Antwort: daß Herr Weinberg bereits als Besitzer des Gutes eingetragen und hinter der Hypothek der Landschaft eine zweite von 10,000 Mark für den Kollekteur vermerkt sei. Heller war verblüfft, doch klärte ihn ein Brief des Kollekteurs auf: da Heller zugestimmt, die 10,000 zu geben, habe er abgeschlossen, Inventar und etwas Betriebskapital ausgehändigt und zu seiner Sicherung die hypothekarische Pfand dafür im Kontrakt ausbedungen, da habe nun der Grundbuchsrichter aus Mißverständnis gleich die 10,000 Mark für ihn eingetragen. Er werde Heller eine Zessionsurkunde dafür ausfertigen lassen, die ihn berechtige, die Hypothek jederzeit auf seinen Namen umschreiben zu lassen.

Der Mann hatte es ja furchtbar eilig gehabt! Heller befragte Herrn Butterweck über die Sache, und dieser meinte: eine legale Zession sichere ihn vollständig, nur käme ihm der Zinsfuß auffallend hoch vor.

Schließlich: was war zu machen? Heller schickte die 10,000 und empfing die Urkunde, an welcher Herr Butterweck nichts auszusetzen fand. Es waren halbjährige Postnumerandozinsen ausgemacht.

Auch der Prokurist meldete sich: es sei alles in Ordnung vorbereitet. Sie gingen einen Kontrakt schließen, und Heller wurde stiller Socius mit 5 Prozent Zinsen und Drittel-Gewinn.

Den Rest seines Guthabens nahm er an sich — zur freien Verfügung. Es waren ja nur ungefähr 1000 Mark!

Die Regelmäßigkeit seiner Abendbesuche im Stern ließ neuerdings zu wünschen übrig. Er brachte öfter den ganzen Abend bei Frau Briefmeister und Tochter zu — ganz „nette Abende,“ wie er sich sagte. Er unterhielt sich gut mit Plaudern. Seine Unterhaltungsgabe begann ihm zu imponiren und es schmeichelte ihn, sie zu entfalten. Er besaß eine leidliche Tenorstimme und Fräulein Minna spielte erträglich Klavier. Er las wohl auch vor. Durch das Schelten der Klubgenossen ließ er sich denn auch nicht weiter beirren, er lachte sie aus und fuhr fort, häuslich zu werden. (Fortsetzung folgt.)